

Wie eine Mauer im Meer

Mit "elektronischen Wachposten" versucht die Guardia Civil afrikanische Flüchtlinge von Spanien fern zu halten

VON MARTIN DAHMS (TARIFA)

Halbzeitpause. Die beiden Männer wenden ihre Augen vom Fernseher in der Hotelbar ab. Sie zünden sich eine Zigarette an. Die beiden Freunde reden über Fußball und klar ist, dass es zur Halbzeit für ihre Mannschaft, die spanische Nationalmannschaft, gut aussieht. Hinter dem Hotel liegt im Sternenlicht der Strand. Hinter dem Strand beginnt das Meer. Nach dem Meer kommt Afrika. Dort leuchtet Tanger, leuchtet nach Europa, nach Tarifa, der südlichsten Stadt der iberischen Halbinsel.

Was ist mit denen, die von Afrika aus über das Meer nach Tarifa gelangen? Die beiden Männer gucken überrascht, dann grinsen sie. "Da müssen Sie den hier fragen", sagt der Eine und zeigt auf den Anderen: "Der ist bei der Guardia Civil." Der Angesprochene erhebt sich von seinem Barhocker und streckt seine Hand aus: "Joaquín". Ein großer, kräftiger Mann mit Bart, 41 Jahre alt, davon 22 bei der Guardia Civil. Er ist Zollchef im Hafen der Nachbarstadt Algeciras. Er weiß, was mit den Immigranten in Tarifa ist: "Hier kamen Leichen an wie tote Fische."

Die zweite Halbzeit geht zu Ende. Es bleibt beim Eins zu Null, das freut die Spanier. Joaquín bestellt noch ein Glas Rotwein. Nein, es stört ihn nicht, an diesem windigen Abend in der Hotelbar über die Bootsflüchtlinge zu sprechen, die seit Jahren an den Stränden von Tarifa und den anderen Stränden der Gegend ankommen. Joaquín Franco ist stolz auf seine Arbeit, auf die Arbeit der Guardia Civil, die so lange, wie Bootsflüchtlinge den gefährlichen Weg übers Meer von Nordafrika nach Südeuropa wagen, versucht, die Leute von diesem Wagnis abzuhalten.

Wie von Tarifa aus die Lichter Afrikas zu sehen sind, so locken von Tanger aus die Lichter Europas. Vor gut fünfzehn Jahren machten sich die ersten Menschen in kleinen Holzbooten, den "pateras", auf den Weg Richtung Norden über die Straße von Gibraltar. Marokkaner und Schwarzafrikaner, von denen die meisten nicht schwimmen können, liefern sich für vier bis sechs Stunden auf Gedeih und Verderb dem Meer aus und kreuzen eine der meistbefahrenen Schiffsrouten der Welt. Wenn sie den Ozeanriesen glücklich ausgewichen sind, erwartet sie die größere Gefahr kurz vor dem Ziel, dort, wo sich die Wellen am Ufer brechen. "Wenn die Menschen ein paar Stunden unbewegt im Boot gesessen haben, sind sie vollkommen steif. Kippt die patera, ertrinken sie in nur zwei Meter tiefem Wasser", erzählt Joaquín Franco. Bis zu 55 Tote im Jahr hat die Guardia Civil schon aus dem Meer rund um Tarifa gezogen. Doch die Hoffnung auf ein besseres Leben ist stärker als die Furcht vor dem Tod.

Die Sehnsüchte der Einen machen sich Andere für ihre Geschäfte zunutze, die Flucht über das Meer ist ein lukrativer Erwerbszweig geworden. Lohnender als der Drogenhandel. Die Überfahrt zu 1500 Euro pro Person. Je Boot 50 Mann, manchmal mehr. Wer schon auf dem Meer von der Guardia Civil aufgefischt und zurück nach Marokko geschickt wird, hat einen zweiten, manchmal einen dritten Versuch frei. Statt "pateras" fahren heute Schlauchboote mit 60-PS-Yamaha-Außenbordmotor. Manchmal transportieren sie Haschisch aus dem Riff-Gebirge, manchmal Immigranten, manchmal beides. Spanien ist Europas größtes Einfallstor für Drogen und Immigranten. Jedes Jahr kommen mehr Boote, mehr Flüchtlinge, mehr Drogen. "Wir hatten am Strand von Tarifa bis zu 26 pateras an einem Morgen. Wir wussten nicht mehr, was wir mit ihnen machen sollten. In manchen Nächten war das hier wie ein Zirkus." Die Guardia Civil, berichtet Joaquín Franco, habe sich herausgefordert gefühlt. Ihre Fuß- und Autopatrouillen die Küste entlang schreckten niemanden mehr ab. Die Methoden mussten anders werden.

So entstand die Idee, in den Bergen, die sich hinter der Küste Tarifas erheben, kombinierte Infrarot-Schwarzweiß-Kameras plus Radar zu installieren, Blickrichtung Meer, Kurs auf Marokko. Drei Stück würden reichen, im Abstand von je 20 Kilometern, jede mit 20 Kilometer Reichweite. Die spanische Regierung war erfreut, die Europäische Union auch. Die Kameras sind heute das Herzstück des "Integrierten Systems der Außenüberwachung" (Sive). Ein Bollwerk aus Sensoren an der Außengrenze Europas. Eine Mauer im Meer. Eine Kommandostelle in Algeciras empfängt die Daten der elektronischen Wachposten und koordiniert die Patrouillen an Land, in der Luft und im Wasser. Die beinahe perfekte Kontrolle. Joaquín Franco sagt es ganz pragmatisch: "Das Sive ist ein Projekt, das uns erlaubt, Material zu kaufen, das wir früher nicht kaufen konnten." Die Zahl der Bootsflüchtlinge an der Straße von

Gibraltar ist in kurzer Zeit um weit mehr als die Hälfte gesunken: Im vergangenen Jahr noch knapp 4800, nach knapp 12 300 drei Jahre zuvor. Joaquín Franco ist froh über den Rückgang. Weniger Boote heißt weniger Tote. Dieses Jahr bis jetzt nur drei.

Nieves García teilt den Optimismus des Guardia-Civil-Beamten nicht. Für sie ist das Sive die nächste Stufe der "zunehmenden Militarisierung" der Grenze. Es ist der nächste Tag, ein herrlicher Sonnentag, von Garcías Terrasse aus bietet sich ein weitgreifender Blick über das spiegelnde Meer, in das die Schiffe ihre Furchen ziehen. Dahinter ist Afrika, ganz nah. Seit 17 Jahren lebt die Geschichtslehrerin in Tarifa, seit 17 Jahren genießt sie diesen Blick. Kein hundert Meter vor ihrem Haus, einen leichten Abhang hinunter, liegt der Strand Los Lances, einer der berühmtesten Surfstrände Europas. Aber die Surfer interessieren García nicht: "Von meinem Balkon aus habe ich pateras gesehen, ich habe Tote gesehen, und ich habe gesehen, wie die Guardia Civil ankommende Immigranten verfolgt. In der Nacht, mit Hubschraubern und mächtigen Scheinwerfern."

Der erste Tote lag am Morgen des 1. November 1988 am Strand Los Lances. Eine Seemeile vor der Küste war eine "patera" aus Tanger mit 23 Marokkanern an Bord gekentert. Nur vier überlebten. In den folgenden Tagen spülte das Meer eine Leiche nach der anderen ans Ufer. Nieves García schaute zu und beschloss etwas zu tun. Sie begann im andalusischen "Verband pro Menschenrechte" für die Immigranten zu streiten und gegen "den Genozid auf dem Meer" Widerstand zu setzen. Mit Worten und mit Taten. Sie versteckt Marokkaner, die nach geglückter Überfahrt der Guardia Civil zu entkommen versuchen. Das ist illegal, aber sie sagt: "Die Illegalität machen wir Europäer. Für den Immigranten ist nichts Illegales dabei, sich auf den Weg zu einem besseren Leben zu machen."

In keinem anderen europäischen Land sind in den vergangenen Jahren so viele Ausländer angekommen wie in Spanien. Die Zahl der "Legalen" hat sich seit 1996 von einer halben Million auf 2,5 Millionen verfünffacht, noch einmal geschätzte 800 000 leben ohne gültige Papiere im Land. Offiziell sind die Grenzen des Landes dicht. Doch die frühere Regierung von Premierminister José Maria Aznar hat den heimlich Eingewanderten in mehreren Wellen zu Hunderttausenden Aufenthaltsgenehmigungen gegeben, und die neue Regierung unter dem Sozialisten José Luis Rodríguez Zapatero will allen erlauben zu bleiben, die einen Arbeitsvertrag vorweisen können. Spanien braucht die Ausländer. Auf den Obst- und Gemüseplantagen, auf den Baustellen oder in Familien mit Haushaltshilfen würde ohne Immigranten nichts mehr laufen.

Nieves García beklagt die Widersprüche. "Offiziell heißt es: Die Guardia Civil rettet Leben. Aber wenn wir die Immigranten auf Fähren statt in "pateras" ankommen ließen, bräuchten wir sie gar nicht erst in Gefahr." Doch Spanien wird seine Grenzen nicht öffnen. Europa wird weiter eine Versuchung bleiben. Und Joaquín Franco wird weiter nach Immigranten Ausschau halten.

Am späten Nachmittag empfängt der Guardia-Civil-Beamte seinen Gast an seinem Arbeitsplatz, dem Kontrollposten für ankommende Lastwagen und Autos im Hafen von Algeciras. Kalter Wind zieht zwischen den Reihen der wartenden Autos hindurch, es stinkt nach Abgasen, Flutlicht erhellt die Szenerie. Reno, eine belgische Schäferhündin, schnüffelt an den Wagen, die mit der Fähre aus Tanger angekommen sind. "Der beste Drogenhund Spaniens", sagt Joaquín Franco. Im vergangenen Jahr sind den Beamten im Hafen von Algeciras insgesamt 60 000 Kilogramm Haschisch in die Hände gefallen, die Hälfte davon entdeckte Reno.

Was Reno nicht erschnüffelt, das erspürt ein kleiner Kasten mit Bildschirm in einem der Zollhäuschen. Vier lange Kabel sind an den Rechnerkasten angeschlossen, die sich durchs Fenstergitter nach draußen schlängeln. An ihren Enden stecken hochempfindliche Sensoren. Als ein spanischer Laster mit dreiaxsigem Anhänger voll Elektromaterial am Kontrollposten hält, legen die Zollbeamten die Sensoren auf den Unterbau des Anhängers und verfolgen die Grafik auf dem Bildschirm. Kein Ausschlag. "Die Sensoren funktionieren wie Seismografen", erklärt Zollchef Franco: "Wenn ein Mensch irgendwo in diesem Anhänger versteckt wäre, würde unser System seinen Herzschlag spüren."

Zum Beweis bittet er einen Kollegen, sich gegen den Anhänger zu stützen. Nach wenigen Sekunden zuckt im Monitor eine rote Säule auf. An die tausend versteckte Flüchtlinge spüren Franco und seine Kollegen auf diese Weise im Jahr auf: "Einmal waren es 24 auf einen Schlag. Die lagen wie Sardinen unter einem doppelten Boden in einem sonst leeren Laster."

Auch dieser Herzschlag-Seismograf ist Teil des Sive. Der Guardia-Civil-Mann Franco freut sich über die neuen Zeiten. "Das Sive ist ein sehr effektives System. Sie haben uns wirklich mit großartigen Mitteln ausgestattet. Wie das früher war! Da lagst du mit einem Kollegen im Sand, stundenlang, mit einem

Fernglas vor dem Gesicht. Und durftest nicht rauchen: Schließlich haben die Schmuggler auch Nachtsichtgeräte und könnten die Glutpunkte erspähen." Franco steckt sich eine Zigarette an. Stück für Stück will man das Sive ausbauen, das System soll bald die gesamte andalusische Küste und die Kanarischen Inseln bewachen.

Die Zahl der "pateras" wird aller Voraussicht nach in ganz Spanien wie heute schon an der Straße von Gibraltar zurückgehen. Die Zahl der Toten auch. "Aber trotz allem werden sie weiter kommen," sagt Joaquín Franco. Schließlich gehe es denen nicht anders als einem selbst: "Wir wollen doch alle besser leben."

[document info]
Copyright © Frankfurter Rundschau online 2004
Dokument erstellt am 23.12.2004 um 15:52:23 Uhr
Erscheinungsdatum 24.12.2004